

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-67699](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-67699)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 16. März 1847.

№ 22.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Bei uns noch kein Schwefeläther!?

Es ist in der That characterisirend, daß die Aerzte in unserm kleinen Oldenburg von der alle Welt mit Blütheschnelle durchziehenden Anwendung des Schwefeläthers bei Kranken und Gesunden noch wenig oder gar keine Notiz genommen haben. Doch gemacht, allerdings hat man Notiz davon genommen, wenn auch nicht in Oldenburg, doch in dem in neuester Zeit besonders so rührigen Jever, wo Dr. Löwenstein bei der Operation eines Fingers den Schwefeläther mit glücklichem Erfolge angewendet haben soll. Für Jever ist das aller Ehren werth und verdient hier mit Recht als „rührig“ bezeichnet zu werden; was aber sonst — wir schweifen einen Augenblick ab — die Lobposaune in der „Deutschen Allgem. Zeit.“ über Jever verkündet, daß dasselbe den politischen Reigen im Oldenburger Lande führe und die erste Stadt sei, die beim Großherzog auf eine landständische Verfassung angetragen habe, so müssen wir dem Legation auf das bestimmteste widersprechen; für das erstere mag sich Oldenburg bei der „D. A. Z.“ bedanken. Was den Antrag auf eine landständische Verfassung betrifft, so hat eine Deputation aus dem Butjadingerlande schon vor einigen Jahren dem Großherzog ein solches Gesuch persönlich vorgebracht und — dem Vernehmen nach — den Bescheid erhalten, daß die Sache in Ueberlegung genommen werden solle. Der Antrag von Jever ist aber noch nicht geschehen und wird hoffentlich auch nicht allein von dort geschehen! — Nun wieder zurück zum Schwefeläther. — Während man nun — England und Frankreich nicht gerechnet — auf den Universitäten Berlin und Erlangen über diesen für die Menschheit gewiß wichtigen Gegenstand bereits Vorlesungen hält, die Sache auch praktisch betreibt und die schönsten und befriedigendsten Resultate erlangt; — während man in Erlangen bis zum 9. Febr. schon 60

Fälle an Gesunden und Kranken beobachtete; — während der Arzt Hammer in Mannheim sogar über eine glückliche Entbindung ohne Schmerzen mit Hilfe des Schwefeläthers berichtet; — während in unserer Nachbarschaft — Bremen — glückliche Versuche angestellt sind und ein Dr. Lange in Berlin vermittelst Einathmung des Schwefeläthers sich einen Zahn ohne Schmerzen hat ausziehen lassen; — während man schon wieder ein Mittel gefunden hat, dem Schwefeläther entgegen zu wirken — den Salmiakspiritus; — während die „Berliner Zeitungshalle“ sogar schon aus Dankbarkeit für den Erfinder des Schwefeläthers — den Amerikaner Jackson — zu einer deutschen Collecte für denselben auffordert; — während dies alles um uns herum zugeht, hat man noch nicht im mindesten vernommen, daß unsere Aerzte in Oldenburg daran gedacht hätten, auch einmal einen Versuch mit diesem Schwefeläther zu machen. Gelegenheit möchte sich hier eben so gut wie anderwärts darbieten; und muß es nicht gerade bei einer Wöchnerin oder beim Ausziehen eines Zahnes sein, wenn sie etwa diese Zustände nicht geeignet finden; es werden sich noch andre Fälle darbieten. — Doch was unterfange ich mich! — ich, ein Laie, will den Aerzten am Ende Vorwürfe über Saumseligkeit bei einer Sache machen, die sie doch wohl am besten verstehen müssen, die sie doch wahrscheinlich noch nicht reif halten zur Anwendung. Aber Gott bewahre uns, wenn sie so lange warten wollen, bis man anderwärts die Sache als schon etwas Altes und Gewöhnliches betrachtet; denn auch dann müssen sie's noch probiren und so gut von vorne anfangen wie Andere. — Ja, so etwas Neues, das hält schwer, sich bei uns Eingang zu verschaffen, das haben wir schon bei so Vielem gesehen, sehen es täglich und unsere Herren Aerzte werden wahrlich keine Ausnahme davon machen sollen, das wäre zu viel verlangt.



Von den vielen bekannt gewordenen Fällen sei mir gestattet, wenigstens zwei hier anzuführen. Der Arzt Hammer sagt in der Mannheimer Abendzeitung über eine glückliche Entbindung ohne Schmerzen mit Hilfe des Schwefeläthers: „Die Wehen, welche nach der Einathmung etwa 6 bis 7 Minuten ausgehelt hatten, stellten sich mit derselben Kraft, jedoch ohne Schmerzen wieder ein und als nach etwa 20 Minuten das Kind geboren war, trat bei der Mutter alsbald volles Bewußtsein wieder ein. Der Arzt bemerkt jedoch, daß alle unwissenschaftliche Subjecte die Hände von diesem Mittel lassen möchten, damit nicht durch rohes Experimentiren eine so wichtige Entdeckung in Miscredit gebracht werde.“

Der Dr. Lange in Berlin sagt von einer Operation, die an ihm selbst vollzogen wurde: „Mein zweiter unterer Backzahn linker Seite, von Caries ergriffen, hatte mir schon seit längerer Zeit vielfache Qualen bereitet; doch konnte ich mich zur Entfernung desselben, aus Scheu vor dem damit verbundenen Schmerze, nicht entschließen. Jetzt indes durch die vielfachen Anpreisungen der Aether-Einathmung aufmerksam gemacht, beschloß ich sie auch bei mir zur Tilgung oder Minderung des Schmerzes während des Ausziehens des Zahns anzuwenden. Es ist nothwendig zu bemerken, daß ich von jeher vollblütig, namentlich zu Kopf-Congestionen stets geneigt gewesen bin, daher viel an derartigen Kopfschmerzen, Nasenbluten u. s. w. gelitten habe, und mich, was die Ertragung von Schmerzen betrifft, keiner besonderen Kraft gerade rühmen kann. — Der höchst einfache Apparat war nichts weiter als eine längliche Flasche, die mit einem von einer Glasröhre durchbohrten Pfropfen versehen war. Letzterer wurde in und gegen das eine Nasenloch gedrückt, das andere durch einen dagegen gelegten Finger geschlossen. Meine Collegen Hr. Stabsarzt Dr. Ulrich und Herr Pensionairarzt Dr. Wagener leiteten das Ganze der Operation; Ersterer zog überdies den Zahn aus. Während des Einathmens schloß ich den Mund, während des Ausathmens öffnete ich ihn. Hin und wieder, wenn sich das Aethergas sehr stark entwickelte, verursachte es in der Nase eine Art Drücken oder Stechen, so daß ich auf eine nur kurze Inspiration schnell die Expiration folgen lassen mußte. Erst nach circa 4 Minuten trat die Wirkung ein; mir wurde eigenthümlich angenehm zu Muthe, ein recht behagliches zum Schlafen einladendes Gefühl von Schwäche und Mattigkeit ergriff mich, ohne daß jedoch das Bewußtsein im Geringsten getrübt oder die Sinne umnebelt gewesen wären. Im Gegentheil, ich sprach nach wie vor mit meinen Col-

legen, sah und hörte Alles, blieb ebenso auf dem Stuhle sitzen u. s. w. Dieser Zustand, den ich weder der Dummheit noch dem Rausche vergleichen kann, der dagegen (wobei ich auf Erfahrung an mir selbst mich berufen kann) mit dem durch Einathmen von Kohlendunst (in Folge zu früh verschlossener Dfenklappen u. s. w.) erzeugten mehr Aehnlichkeit hat, schien indes weder mir noch meinen Collegen hinreichend, um Erfolg von der Operation erwarten zu lassen, wurde auch durch fortgesetztes Einathmen eher gemindert als gesteigert. Um aber von dem bösen Zahne einmal befreit zu werden, rieth ich jetzt zur Herausnahme desselben, wiewohl mich der Zustand meines Geistes und Körpers keinen Augenblick zweifelhaft ließ, daß mir von dem damit verbundenen Schmerze nichts geschenkt werden würde. Ich sah und fühlte den Schlüssel anlegen; es war mir auch wohl, als glitt derselbe ganz leise ab. Aber daß der Zahn herausgenommen wurde, spürte ich eben so wenig, als daß er heraus war. Im Gegentheil war ich nach Entfernung des Instruments der festen Meinung, derselbe säße noch immer drinnen, und erfuhr das Gegentheil erst durch die Mittheilung der Collegen, sowie durch die Untersuchung mit dem Finger. Es stimmt hiermit vollkommen überein, daß ich während des Ausziehens des Zahnes ruhig auf dem Stuhle saß, nicht Hände, nicht Füße bewegte, keinen Schrei ausließ, das Gesicht nicht einmal verzog. Daß dies Alles nur durch die gänzliche Schmerzlosigkeit der sonst so schmerzhaften Operation möglich war, braucht wohl nicht weiter bemerkt zu werden. — Gleich nach der Operation verschwand schnell der oben geschilderte Zustand; nur das Gesicht blieb kurze Zeit noch blaß. Weder in der Zahnhöhle noch in dem Zahnfleisch stellten sich Schmerzen ein; auch war die Blutung die gewöhnliche.“

E g c.

Die Gefahr beim Theaterbesuch.

Seit dem Carlsruher Theaterbrand fürchterlichen Andenkens ist es manchem Theater-Besucher, namentlich aber den Besucherinnen etwas ängstlich und schweißnass geworden — wenigstens haben wir diese Ängstlichkeit hin und wieder aussprechen gehört — und der Gedanke hat sich eingenistet, daß auch bei uns einmal der Teufel eine Hochzeitfacel anzünden könne. So hölzern und deshalb zum Brennen geneigt nun auch unser Theater ist, so können wir in dieser Beziehung doch wohl ruhig und ohne Furcht hineingehen, schon deshalb, weil wir kein Gas darin haben. Es ist zwar von den Gallerien auch nur ein einziger Ausgang, er ist aber nicht verwickelt und wir glauben, daß wenn

jemals ein ähnlicher Unglücksfall wie der Carlsruher bei gefülltem Hause eintreten sollte, dasselbe in höchstens zehn Minuten geräumt wäre. Dennoch ist die größte Vorsicht nöthig und sind Maßregeln für eintretende Fälle nie außer Acht zu lassen. Wie wir hören, ist dies auch neuerdings von der Intendanz des Theaters den Betreffenden eingeschärft worden. — So viel uns bekannt, hatten unter der vorigen Intendanz die von Polizeiwegen im Theater anwesenden Spritzenleute ihre reservirten Plätze auf der vordersten Bank des Amphitheaters; weil man aber unter der jetzigen Intendanz einsah, daß diese Leute im Nothfalle nicht gleich aus dem Gedränge herausgeholt werden könnten, wurden ihnen ihre Sitze hinten auf der letzten Bank des Amphitheaters angewiesen; ob sie dort noch placirt sind, wissen wir nicht, glauben aber, daß auch selbst da nicht ihr rechter Platz ist, sondern, um im Nothfalle gleich bei der Hand zu sein, nur bei ihrer Spritze hinter der Bühne, weil von da aus am ersten Gefahr zu befürchten ist. Uebrigens fürchten wir weniger den Ausbruch und die Gefährlichkeit eines Feuers für die Zuschauer, als die alten morschen, matten Glieder, auf welchem das Gebände ruht. Was wir bei der letzten Reparatur im vorigen Jahre bemerkt haben, war, daß der Schwann sich bis ins Gebälke unterm Dache hinangezogen hatte, worüber sich nicht im mindesten zu verwundern ist, wenn man bedenkt, auf welchem sumpfigen Grunde das Haus überhaupt steht. ○

Theater und Concert.

Dienstag, den 9. März: „Der Mann meiner Frau. Lustspiel in 3 Akten, nach dem Französischen von Lambert. — Der Kaiserl. Russ. Kammervirtuose und erster Violoncellist, Herr Carl Schubert, wollte heute im Theater drei Plücen eigener Composition vortragen, was uns, da wir über das unbedeutende Lustspiel bei einer früheren Aufführung schon referirt haben, nur allein bewegen konnte ins Theater zu gehn. Die Compositionen fanden wir eben so werthlos als die, welche Schubert im Casino vortrug, so wie sein Spiel nicht weniger virtuosmäßig. Es war unter den drei Sachen ein Nocturn für zwei Violoncelle (Adieu benannt), welches Herr Kammermusikus Grosse und der Componist vortrugen. Es war gewiß kühn von Herrn Grosse, sich neben einen solchen Virtuosen zu stellen wie C. Schubert; freilich war es ihm nicht möglich, seinem Instrumente einen so vollendeten Ton abzugewinnen wie der Tausendkünstler Schubert, doch zog er sich so gut aus der Affaire, daß es ihm alle Ehre machte.

Donnerstag, den 11.: „Der Fabrikant.“ Schauspiel in 3 Akten nach dem Französischen des Emil Souvestre, von Eduard Devrient. — Leichtes französische Waare. Das Ganze dreht sich um eine romanhafte, sträfliche Liebe à la Werther, die aber glücklicherweise nicht durch einen Pistolenschuß, sondern durch den Ausbruch eines Bankerotts geheilt wird. Wenn man so etwas nicht sieht so — schadet's nicht. — Herr Wolke (Gavalin) und Mad. Bluhm (Eugenie) machten

aus ihren Rollen das Mögliche; Herr Berninger (Cantal) aber schien es nicht der Mühe werth gehalten zu haben, die seinige auch nur auswendig zu lernen — der Souffleur mußte sie ihm fast Wort für Wort vortragen, wenigstens hörten wir sie von diesem fast eben so deutlich wie von Herrn B. — Die leidenschaftliche Liebe, die Herr Wenzel als Maler Lambert darzustellen hatte, wollte ihm nicht gelingen, wie er überhaupt das rechte Maas für den Ausdruck des Leidenschaftlichen auf der Bühne noch nicht zu finden weiß. — Hierauf zum Erstmal: „Reich an Liebe, oder: Nur fünf Gulden.“ Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen von Böhmstein. — Wie der Titel, so absurd ist auch der Inhalt. — Kothhuhn, ein Angestellter bei der Eisenbahn, befindet sich in Wien auf einem Balle, der zum Besten der Armen gehalten wird. Er hat das Glück, hier nach langer Zeit seine Angebetete zum ersten Male wieder zu sehen — ja mit ihr zu tanzen. Es ist dies eine junge Wittve, der er früher, wie er uns erzählt, einmal das Leben gerettet, indem er sie vor dem Sturze in einen Abgrund bewahrte. Er giebt sich jetzt alle mögliche Mühe, ihr seine Eisenbahnliebe bemerkbar zu machen, sie will ihn aber nicht verstehen; erst nachdem er am Spieltisch all sein Geld verloren, damit seine späteren Verlegenheiten entschuldigen können, bittet sie ihn, sie nach Hause zu begleiten; aber nun ist Holland in Noth, er hat kein Geld, den Wagen zu bezahlen und von Niemand kann er fünf Gulden dazu geliehen bekommen. Verlegenheiten häufen sich auf Verlegenheiten und Unfinn auf Unfinn. Endlich reicht die junge reiche Wittve, die er bisher für die Frau eines Andern gehalten, ihm aus Dankbarkeit, weil er ihr das Leben gerettet, ihre Hand zum ewigen Bunde. Seine Freude ist groß, aber seine Besonnenheit noch größer, denn als er sich mit seiner Geliebten aus dem Ballhause entfernen will, greift er in die Tasche, um dem Marqueur ein Trinkgeld zu geben, er findet aber nichts als eine falsche Münze, die ihm der Marqueur schon einmal zurückgegeben und die er jetzt mit dem Bemerkten von sich weiß, daß er ein so schlechtes Stück nicht zum zweitenmal sehen möge, worauf sich Herr Jenke, der den Kothhuhn darstellte, an das Publikum wendet und dieses fragt, ob es derselben Meinung sei. Das Publikum antwortete mit einem schallenden Gelächter und rief ihn für diesen Witz heraus. — Wir unserer Seits können diesen Abend nur als einen verlorenen bezeichnen, ein desto größerer Genuß aber erwartete uns am folgenden Abend im Casino (Freitag den 12.), an welchem dort das V. Abonnement-Concert des Herrn Hof-Kapellmeister Professor Pott stattfand. Fräulein Schloß, erste Sängerin der Gewandhaus-Concerte zu Leipzig, wirkte darin mit. Diese Sängerin war noch in sehr gutem Andenken bei uns, sie hatte uns schon bei frühern Besuchen durch den Zauber ihrer Stimme in Entzücken gesetzt und so waren wir denn heute, als wir ihren Namen auf dem Programm erblickten, eines ganz aparten Genußes sicher; aber so groß unsere Erwartung auch war, so wurde dieselbe doch noch weit übertroffen. Fast schien es uns, als habe die Stimme dieser vollendeten Sän-

gerin, seitdem wir sie nicht gehört, noch an Fülle und Weichheit und ihr Vortrag an Ausdruck und Wirksamkeit gewonnen; obgleich man vorher das Gegentheil behaupten wollte. Die Ouvertüre zur Oper „Leonore“ Nr. 2. von Beethoven machte den Anfang. Die Ausführung derselben ließ von Seiten unsers vortrefflichen Dirigenten nichts zu wünschen übrig, außer daß wir die aus der Ferne erklingende Trompete solo nicht in solcher Reinheit zu vernehmen glaubten, wie früher. Dann folgte Rec. und Arie aus „Faust“ von Spohr. — Fräulein Schloß. — Alles lautete den holden Tönen — kein Athemzug war vernehmbar bis endlich die lauteste Stille durch den rauschendsten Applaus unterbrochen wurde; solche Töne waren unserm Ohr lange nicht geboten und so konnte denn auch das nun folgende Clarinetts-Concert von Maurer, von Herrn Kapellmeister Köhn vorgetragen, für sich keine besondere Theilnahme erregen. Eine leere nichtsagende Composition — zudem wollte auch heute dem sonst so tüchtigen, wackern Clarinettsisten das Instrument nicht immer Folge leisten — höchst widerpenstig zeigte es sich einmal bei einer Cadenz, wo es im pianissimo durchaus nicht intonieren wollte — wir sahen das Blasen, aber wir hörten es nicht. Im Uebrigen war der Ton markig und von seltener Kraft, wenn auch mitunter etwas scharf und unangenehm. — Fräul. Schloß sang hierauf eine große Arie von Donizetti aus „La Favorite“ mit rauschendem Beifall, uns wollte indeß scheinen als hätten hier die Coloraturen nicht immer die gewünschte Klarheit und Sanfterkeit gehabt. Weit besser haben uns die hierauf folgenden, verschiedenen kleinen Lieder gefallen, die sie mit einer unbeschreiblichen Anmuth vortrug. Vor allem aber entzückte uns das anspruchslose duftige Weichen von Mozart, das sie, wie es uns schien auf allerhöchsten Wunsch, in der zweiten Abtheilung vor Anfang der Symphonie vortrug. Welch ein Zauber lag in diesen Tönen! wie wohlthuend war der Eindruck, den sie auf uns machten! — Die Doppel-Symphonie für 2 Orchester in 3 Sätzen von Spohr (Irdisches und Göttliches im Menschenleben), in welcher der erste Satz die Kinderwelt, der zweite die Zeit der Leidenschaften und der dritte den endlichen Sieg des Göttlichen ausdrücken soll, konnten wir nicht goutiren.

Der Beobachter.

Wanderungen durch die Zeit.

Als ich die letzte Nummer des Beobachters bis zu der Ueberschrift: „Kirchliches“ und unter diesem auch die „Getauften“ gelesen, legte ich das Blatt zur Seite, schlug verschämt die Augen nieder und fragte mich, ist das auch „Kirchlich“, in ein und derselben Woche vier eheliche und — vier uneheliche Kinder getauft zu finden? —

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

— Die Nachricht, daß die österreichischen Offiziere ohne Ausnahme Schnurrbärte tragen dürfen, hat sich leider nicht bestätigt. Die Sache ist äußerst gewichtig verhandelt und von dem Feldmarschalls-Lieutenant Baron Schön in einem sechs Bogen langen Vortrage widerlegt und beseitigt worden. — Die Dorfzeitung sagte neulich, die oldenburgischen Offiziere dürften zwar keine Haare am Kinn wachsen lassen, die Haare auf den Zähnen aber seien ihnen vorläufig noch erlaubt.

— Wenn's ein Land in der Cultur so weit gebracht hat wie England mit Irland, so hat es wenigstens die Aussicht, seine Hungerleider — die Proletarier — auf eine gute Manier los zu werden. Seit vorigem Herbst sind in Irland am Hunger und an den aus Hunger entstehenden Krankheiten über dreihunderttausend Menschen gestorben. — Es lebe die Industrie!

— Die Berliner schicken sich an, ihre neuen Landstände mit Essen und Trinken zu empfangen; die Stadtverordneten haben die Kosten dazu bereits bewilligt. Auch für Zuschauerplätze wird gesorgt, damit auch das Volk von den Landständen durchdrungen werde. — Wenn die guten Berliner nur nicht die Rechnung ohne den Wirth machen!

— Die Landstände des Fürstenthums Detmold sind ungnädig entlassen worden, weil sie in finanzieller Hinsicht nicht die Meinung der Regierung theilten.

— Es ist gerade nichts neues, aber doch bemerkenswerth für Kurhessen, daß von Kassel aus dem Bürgermeister in Hanau befohlen wurde, für die dortigen Deutschkatholiken einen besondern Begräbnisplatz zu halten, damit sie nicht unter die übrigen Christen beerdigt würden. Der Bürgermeister soll — Respect vor dem Manne — wegen Nichtvollziehung dieses Befehls mit 2 Thalern Strafe belegt worden sein. — Es ist zu verwundern, daß die Deutschkatholiken in Kurhessen überhaupt noch als Menschen und sogar noch als Christen angesehen werden! —

— Während es im Hannöverschen Volksschullehrer mit 10, 15, 20 Thalern jährlichem Gehalt giebt, hat das Cabinet bei den Ständen darauf angetragen, den Lehrern bei den höhern Lehranstalten mit etwa 300 bis 500 Thalern eine Theuerungszulage zu bewilligen. — Wie mag's den armen Schülern von Volksschullehrern mit ihren 10, 15, 20 Thalern jetzt zu Muthe sein! —

Großherzogl. Hof-Theater.

Dienstag, den 16. März: 3. Vorstellung in der 8. Serie: Die lustigen Weiber von Windsor. Lustspiel in 3 Akten von Shaffpeare.

Donnerstag, den 18. März: 4. Vorstellung in der 8. Serie: Hermann und Dorothea. Dyllisches Familiengemälde in 4 Akten. — Vorher: Emilens Herzklopfen.

Mad. Kay, vom Hoftheater zu Wiesbaden, als Gast.

Kirchennachricht.

Freitag, den 19. März: 5. Fastenpredigt: Herr Candidat Barelmann. Anfang 9 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Druck und Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 19. März 1847.

№ 23.

Neue Bestellungen

auf das zweite Quartal des „Beobachters“ werden möglichst bald erbeten, damit den resp. Bestellern, wie das bisher häufig geschehen mußte, die Exemplare nicht unvollständig geliefert werden müssen. — Von den bisherigen Abonnenten bedarf es, wenn sie das Blatt auch ferner beziehen wollen, keiner erneuerten Bestellung.

Vom Weiberregiment.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Also kommt sie zum Manne, der sie von Grund des Herzens liebt, was sie recht gut weiß, denn dumm ist sie nicht, nur thöricht, geht ihm um den Vari, kost' ihn, schmeichelt ihm, streichelt ihn mit den weißen Sammhändchen, lacht so lieb und freundlich, wie ein Engelchen, und plaudert so süß, so lieb, so herzig, daß dem guten Manne vor lauter Lust und Wonne das ganze Herz aufgeht. Und wenn er sich nun nicht in Acht nimmt, wenn er nicht ein ganzer Mann ist, wenn er sein Schmeichelhäggchen von Frau nicht mit vernünftiger Liebe liebt, dann ist er verloren. Denn nun rückt das gute Kind mit ihren so bescheidenen Wünschen heraus und mög'te wenigstens für die gute Stube neue Gardinen haben, und einen neuen Ueberzug über das alte Sopha, ein ganz neues Sopha nicht, nein, behüte, das würde gar zu viel kosten, aber der alte Ueberzug ist doch auch gar zu schlecht, und gewiß, das gute Männchen wird das ohne Zweifel selber einsehen, es geht nicht mehr, es muß durchaus ein neuer auf's Sopha. So plappert das Mäulchen, das eben noch die süßesten Redensarten an das gute Männchen gespendet hat, und die behagliche Baune, welche dadurch in diesem hervorgerufen ward, ist zu angenehm, als daß sie so schnell wieder aufgegeben werden könnte. Der Mann überrechnet seine Kasse, die in nächster Zeit zu erwartenden Einnahmen, die nothwendigen Ausgaben, die ihm bevorstehen, und — überzeugt sich sogleich, daß er den Wünschen des Schmeichelhäggchens nicht willfahren kann, ohne Schulden zu machen. Natürlich schlägt er daher die Bitten ab, freilich auf die beste Manier,

denn, lieber Gott, es wird ihm so schwer, der guten Frau auch nur den leisesten Schmerz zu bereiten. Bei alledem, — es geht einmal nicht. — So nimmt er denn die hübsche Wittstetterin, die heute wirklich gar zu reizend ist, auf den Schooß, erklärt ihr, daß und warum die alten Gardinen und der alte Ueberzug noch sitzen bleiben müssen, daß sie wohl noch eine Weile gehen würden, und daß man ja später sehen könnte, was sich thun ließe. Er spricht ganz vernünftig, ganz angemessen, und recht theilnehmend, denn, wie gesagt, es schmerzt ihn, den Wunsch der Frau nicht befriedigen zu können. Doch sie muß ja selbst einsehen, daß für jetzt gar nicht davon die Rede sein kann, außerordentliche Ausgaben zu machen. — Freilich müßte sie. Aber ach, der Tyrantensüßel ist diesmal stärker, als die Vernunft! Sie legt sich nochmals aufs Bitten — es hilft nichts, der Mann bleibt standhaft; sie fängt an zu schmollen, zu trogen, Vorwürfe zu machen, meint, man könne ja durch spätere Ersparniß, die kleine Ausgabe von den Paar Thalern wieder einbringen, mischt ihre Vorwürfe mit neuen Bitten, neuen Schmeicheleien, neuen Hänckelüssen — der Mann widersteht; er weiß wie seine Einnahmen und Ausgaben beschaffen sind, und wiederholt erst die Vorstellungen, welche er vorher in ein mehr scherzhaftes Kleid gehüllt hat. Das gute Weibchen sieht, daß mit den gewöhnlichen Mitteln heute nichts auszurichten ist, und — fängt an zu weinen, bitterlich zu weinen, so daß dem armen Manne vor lauter Mitleid und Theilnahme schier das Herz im Busen zerschmilzt. — Da widerstehe nun, wer kann! Die Thränen brennen dem zärtlichen Gatten auf der Seele, er überlegt und rechnet noch einmal — aber es thut sich halt nicht. Die Thränen mehren sich, sie

